

8. Begehrliche Blicke

»Betrachtet man einen Querschnitt aus aktuellen Schlagzeilen, Fernsehbeiträgen und Werbespots, fürchtet man sich in Amerika derzeit vor (in beliebiger Reihenfolge) dem Wetter, den Chinesen, rotem Fleisch, Hühnerfleisch, Cyberporn, Osama Bin Laden, Saddam Husseins West Nile Virus, der Jugend, den Agnostikern, dem ersten Date, schlechter Laune, Kindern, Körpergeruch, dem Alter, der Schwäche. Reduziert man die Liste auf die kleinsten gemeinsamen Nenner, bleiben die beiden Urängste strenggläubiger Christen übrig: die Körperlichkeit, sprich Sexualität, und die Gottlosigkeit.« (Kreye, o.J., a)

Man kann sich Sexualität in kulturwissenschaftlicher Weise über Texte nähern, die Begehrlichkeiten, Lüste und Tabus zum Ausdruck bringen. Gerade in Texas verfügt man über reiches Material: Vielerlei Balladen, Filme und Lieder geben beredte Auskunft über die Verlockung mexikanischer Frauen, die den (weissen) Lonesome Cowboy locken, der zuhause allerdings an ein züchtiges Mädel gebunden ist, das auf ihn wartet (Limón 1997).

Es gibt aber auch eine soziale Praxis der Sexualität. Diese steht in diesem Kapitel im Vordergrund.

Amerikanische Prüderie ist schon sprichwörtlich geworden. Häufig wird diese Prüderie auf die puritanischen Pilgerväter zurückgeführt, die sicherlich als eine der Hauptursachen für die Verdammung und Verfolgung sexueller Lüste angesehen werden kann. Die auf den Puritanismus alleine abzustellen ist sicherlich zu reduktionistisch – in der Gegenwart kommen noch ganz besondere Zutaten hinzu: Die Bedrohung des Glaubens an die Einzigartigkeit des Individuums durch zu nahen Kontakt mit sozial

Ungleichartigen sowie die Schaffung einer kontrollierbaren Sphäre im Bereich der Gemeinschaft und der Familie.

Bei der Schaffung eines Feldes, das das Individuum noch kontrollieren kann, geht es weder alleine um Mentalitätsgeschichte noch ausschließlich um die Erfüllung eines individualpsychologischen Bedürfnisses, sondern auch um staatlich und gesetzgebend unterfütterte Maßnahmen. Denn der Rückzug des Staates aus der Wohlfahrt reduziert seinen Aktionsrahmen auf die Bereiche der Symbolik und der Kontrolle.

Nach Wacquant (1999), führt dies vor allem zu einer Verschärfung des Umganges mit Sexualstraftaten.

»Bislang konnte ein Sexualstraftäter nach Verbüßung der Strafe wie jeder ehemalige Häftling im Schutze der Anonymität ein neues Leben beginnen. Dies ist nun nicht mehr möglich, seit der Kongress im Jahre 1996 das sogenannte Megans Law verabschiedete, wonach Sexualstraftäter von den Behörden auf den Index gesetzt, unter permanente Überwachung gestellt und öffentlichen Aggressionen preisgegeben werden.«

Dass es dabei nicht nur um Exhibitionismus, Pädophilie und sexuelle Übergriffe gegen Frauen geht, sondern ganz generell um die Moralisierung jeglicher Sexualität, verrät ein näherer Blick auf die spezifisch texanische Variante der homosexuellen Pornokinos. Pornokinos für Schwule unterscheiden sich von denen für Heterosexuelle dadurch, dass in ihnen nicht der Konsum von Pornographie, sondern das Ausleben von Sexualität mit anderen Gästen im Vordergrund steht. Jedermann weiß das, Betreiber, Kunden und Lizenzgeber.

Anders verhält es sich in Texas und den USA. Die Infrastruktur schwuler Pornokinos, die es lediglich in jenen texanischen Landkreisen gibt, die sich als liberaler verstehen, vermittelt den Kunden, dass sie der letzte Dreck seien und dass sie keinen Kontakt untereinander zu pflegen, sondern sich ihrer Triebe gegen gutes Geld alleine in einer Videokabine zu entledigen haben. Dazu gehören mangelnde Hygiene und Arrangement des Raumes genauso wie die überall aufgehängten Schilder, die den Kunden signalisieren, es sei verboten, sich zu zweit in eine Kabine zu begeben, zu rauchen, zu trinken und in den Gängen zwischen den Kabinen herumzulungern. Und die Filme, die gezeigt werden, sind aus europäischer Sicht kaum als Pornofilme einzustufen, da es

sich zumeist um Streifen mit eingöhlten Jungmänner mit angezogenen Höschen beim Ringen, Sportlern kurz vorm Duschen oder offensichtlich betrunkenen Collegeboys handelt, die halbnackt vor der Kamera ihrer Freundin posieren und den Bizeps schwellen lassen.

Auch in heterosexuellen Gefilden wird die strikte Trennung in visuelle und taktile Sinnlichkeit besonders akzentuiert, etwa in den Sportbars der Restaurant-Kette Hooters: singende Mädchen in Hot Pants und engen T-Shirts bedienen lockend ein vor allem aus Collegeboys, Familienvätern und Geschäftsleuten bestehendes Publikum.



Abb. 17: Vor den Toren der Stadt lockt die Wollust (Austin)

»My grandfather was Belgian«, erzählt Amanda meinem niederländischen Kollegen Wim, als sie sich auf den Stuhl neben ihn

setzt und ihm bei der Auswahl der Getränke hilft. Amanda entspricht, dem Firmenkonzept gemäß, dem – in der Regel blonden – Typus des All American Cheerleader Girls. Die Trinkgelder seien hier besser als anderswo, meint sie lakonisch, und beugt sich geneigt zu Wim hinüber. Kellnerinnen sind auf Trinkgelder angewiesen und in Austin verdient eine Bedienung normalerweise nicht mehr als 2,50 \$ die Stunde. Die Kette erkennt an, dass Hooters (dt. Hupen) umgangssprachlich »for a portion of the female anatomy« benutzt wird; dergestalt soll die Dienstkleidung den Kunden freizügige Einblicke auf eben jene Hooters gewähren.¹ Nach einem Gerichtsverfahren im Jahre 1997, in dem über die sexuelle Diskriminierung von männlichen Bewerbern verhandelt wurde, kam man zu einem einigenden Vergleich: »Eine Frau zu sein sei vernünftigerweise notwendig«, um die Arbeit eines Hooter-Girls auszuführen. Nach wie vor stellt die Kette damit – zur Freude der Kunden – jene Frauen ein, die »wie die Super Models Cindy Crawford and Naomi Campbell ihren natürlichen weiblichen Sex-Appeal zur Sicherung des Lebensunterhalts einsetzen.«² Amanda kommt dem Kollegen dabei jedenfalls gerade so nahe, dass sie ihm mit ihrem Atem den seinen raubt – aber nicht mehr.

Dieselbe Verschränkung des Primats des Sehens mit dem untergeordneten, ja verpönten Tastsinn findet man beispielhaft auch in jenen schwulen Lokalitäten wieder, in denen sich – immerhin – spärlich bekleidete Adonis auf Tischen, Kisten oder Theken räkeln. So wie im Lokal *Dicks* in der Austiner Innenstadt. *Male dancers* seien das, erklärt mein einheimischer Begleiter, und ich sehe, wie er und andere Herrn den Schönen Dollarscheine ins Höschen stecken. Dabei gerieren sich die jungen Männer recht unbegabt, sie bewegen sich kaum, es wirkt eher wie unmotiviertes Posieren denn als Tanzen oder auch nur Sichverrenken. Nun weiß ich natürlich, dass es Peepshows gibt und Strip-Shows, und dass man da fürs Gucken zahlt und das Berühren tabu ist. Aber immerhin erwartet der lüsterne Besucher eine Show – wie auch immer sie geartet sein mag.

In Texas steht Homosexualität noch immer unter Strafe, wenngleich das Gesetz momentan – im Sommer 2006 – nicht mehr angewandt wird, da das oberste Gericht die Verfassungsmäßigkeit

1 www.hooters.com/company/about_hooters/

2 Ebd.

des betreffenden Gesetzes aberkannte. Aber das Gesetz gibt es noch immer.

Schwulem Sex wird nicht nur in schwulen Pornokinos mit Strafen gedroht. Auch in anderen Etablissements, die wie die schwulen Saunen weltweit die Grundversorgung mit Sexualität garantieren, ist das so. Darüber hinaus findet eine moralische Pönalisierung statt – etwa dadurch, dass schon beim Betreten einer Sauna Ausweise vorgelegt werden müssen und man die Personalien des Besuchers notiert – man sagt, um die Betreiber vor möglichen Klagen zu schützen; falls sich ein amoklaufender HIV-infizierter Klient nicht an die Regeln des Safer Sex halte und andere Gäste gefährde. Allerdings sind durch die Ausweislichkeit die Personalien der Gäste so auch der Polizei und anderen Kontrollorganen zugänglich. In Europa werden nirgends die Personalien notiert.

Dabei begünstigt die Infrastruktur amerikanischer schwuler Saunen die Beschränkung auf die schnelle und bloße Triebabfuhr geradezu und unterbindet deren Einbettung in ganzheitliche Lust – und sie verhindert das Ausleben anderer Bedürfnisse. So fehlen hier, anders als in europäischen Saunen, beispielsweise Bars, in denen man verweilen, essen, trinken und sich unterhalten kann. In Europa vermitteln Schalen mit Kondomen und Gleitcreme dem Gast, dass er Sex nicht nur haben könne, sondern dürfe und – Gott bewahre – auch solle. In den USA dagegen signalisieren Verbotsschilder, dass man zwar Sex haben könne, aber eigentlich nicht solle.

Beim Anbahnen von sexuellen Handlungen in texanischen Saunen ist generell eine Abwesenheit von Augenkontakt zu bemerken. Ein längerer Augenkontakt gilt als unhöflich, was in der heterosexuellen Öffentlichkeit auch auf Blicke zwischen Männern und Frauen zutrifft. Eine Zeitdauer, die in Europa noch als durchaus salonfähig durchgehen würde, hat hier bereits die Konnotation des sexuellen Übergriffs (Baethge 2004).

In der schwulen Sauna stellt der pragmatische Rückgriff auf den Schwanz oder ein anderes Körperteil eine ähnliche Eindeutigkeit her die besagt: Es geht hier um etwas Verbotenes, etwas Schuldhaftes und nicht um ganzkörperliche Sinnlichkeit, es geht um Triebabfuhr und um die Befriedigung einer reduzierten Bedürftigkeit. Ich erlebe sehr viel mehr Männer, die ein Faible für eine bestimmte Sexualpraktik, ein bestimmtes Körperteil besitzen

und beim Sex ausschließlich darauf fixiert sind.³ Es ist diese zielgerichtete Ausschließlichkeit, genau das zu finden, was begehrt wird.

Durch die bloße Existenz der Kinos und Saunen ist zwar die technisch-sexuelle Grundversorgung gewährleistet, die unzweideutige Botschaft ist jedoch: »Sex ist schmutzig, der Sexsuchende schuldig und sündig, und dafür muss bezahlt werden.« In Europa kann das sexuelle Bedürfnis dagegen in einem bejahenden Rahmen erfüllt werden.

Nun meine ich damit nicht, dass in den schwulen Lokalisationen Europas die Partner in der Regel soziale Verbindlichkeiten suchen; auch dort geht es in erster Linie um sexuelle Befriedigung. Der Unterschied liegt aber darin, dass für Europäer nicht schon durch Augenkontakt, Ganzkörpersinnlichkeit und multiple Begehrlichkeiten eine Situation entsteht, aus der irgendetwas Ungeplanten, möglicherweise Uneindeutiges, emotionale Verstrickungen oder soziale Verbindlichkeiten entstehen könnten.

Dem Brandmarken von Sex als schmutzig, sündig und schuldhaft auf der rechtlichen, rhetorischen und ideologischen Ebene kann in der gelebten Praxis eine ausschweifende Sexualität gegenüberstehen – das jedenfalls behaupten zahlreiche amerikanische Studenten und europäische Austauschschüler. Dies bezieht sich insbesondere insbesondere auf das Leben in den Bruder- und Schwesterschaften, das seine Anziehungskraft vor allem dem Nimbus der sexuellen, alkoholischen und disziplinären Grenzüberschreitungen verdankt: Gang-Bangs, Saufexzesse und irrsinnige Machtrituale seien hier Gang und Gäbe (Ternieden 2007).

Gerade hier erweist es sich, wie notwendig die Forderung nach intensiver Feldforschung ist. Denn über den praktischen

-
- 3 Murray (1996) wirft die Behauptung auf, dass man durch sexuelle Handlungen mit Angehörigen anderer Kulturen nichts darüber erfahren könne, was die Angehörigen der anderen Kultur untereinander ausleben. Ethnologe und Fremder bewegten sich vielmehr in einer Art drittem Raum, in dem beide Phantasien miteinander ausleben könnten, die sie mit Angehörigen der eigenen Kultur nicht realisieren könnten. Diese Behauptung lässt sich durch die teilnehmende Beobachtung in amerikanischen Schwulensaunen relativieren, da hier Sexualität nicht in der Intimität einer Dyade, sondern vor den Augen von Zuschauern ausgelebt wird.

Wahrheitsgehalt gerade der Behauptungen über die sexuellen Exzesse lässt sich nur spekulieren. Maulhurerei ist schliesslich häufig ein sicheres Anzeichen für die Kompensation ungelebter Fantasien. Falls aber Nimbus und Praxis in Eins gehen, dann liegt es nahe, dass moralische Verdammung und Lust am Überschreiten in engem Zusammenhang stehen, ja dass sich die tatsächliche Lust durch die Sexualtabus steigern. Tatsächlich besitzen Prüderie und Puritanismus eine luststeigernde Funktion, und es steht zu vermuten, dass die Attraktivität fundamentalistischer religiöser Gruppen, wie es sie in den USA zu Hauf gibt, einem Gutteil dieser Funktion geschuldet ist. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen Befund aus einem ganz anderen kulturellen Feld, über das ich gearbeitet habe. In der britischen Kronkolonie Gibraltar erzählten mir strenggläubige Jüdinnen von der lustkumulierenden Funktion der Sexualtabus, denen sie von ihrer Religion her unterworfen seien. An den meisten Tagen sei das Ausleben ehelicher Sexualität nicht möglich, so dass zu den wenigen Gelegenheiten, an denen die Tabus aufgehoben seien, »dermaßen die Post abgehe«, wie man es sich kaum vorstellen könne (Haller 2000: 281ff; 2003).

Während unter den gibraltarianischen Juden Sexualität aber grundlegend als gut angesehen wird – auch wenn es viele zeitliche Beschränkungen für das Ausleben gibt – so ist im texanischen Kontext Sexualität immer mit Schmutz, Schuld und Scham konnotiert. Im Gegensatz zu den Juden Gibaltars überschreiten die Texaner kein zeitliches, sondern ein moralisches Tabu – was in der sexuellen Praxis zu riskanten Verhaltensformen führt und erschreckende Ergebnisse zeitigt: ich sehe in den hell ausgeleuchteten Heißräumen der schwulen Saunen sehr viele ungeschützte Praktiken. Im heterosexuellen Bereich weist der hohe Prozentsatz von Teenager-schwangerschaften auf ebensolch sorglosen Umgang hin. So ist es kein Wunder, dass gerade in Texas ein Anstieg von Schwangerschaften bei Teenies, HIV-Infektionen und von Syphilis zu beobachten ist. Prüderie und Gefahr greifen so nahtlos ineinander.

Die Abwehr von Unmoral ist nicht auf die Bekämpfung von Homosexualität und die Verteufelung von schwangeren Teenagern begrenzt, sie dehnt sich mittlerweile auf vermeintlich harmlose und uramerikanische Zeitvertreibe aus. In diesem Zusammenhang ist das Gesetz gegen »offenkundig sexuell anregendes«

Cheerleading zu verstehen, das im Mai 2005 vom texanischen Repräsentantenhaus verabschiedet wurde. Cheerleader feuern die Football-Spieler und die Zuschauer vom Rand des Spielfeldes mit Kampfparolen und rhythmisch-choreographierten Bewegungen an.

»In den meisten Schulen tragen sie Tops, die kurz über dem Nabel enden, manchmal aber auch schon früher. Alle Röcke sind geschlitzt, manche an der Seite, andere an weniger exponierten Stellen, bei wieder anderen sieht man kleine Fältchen, wenn sie hüpfen, purzeln und sich bewegen. Manchmal haben sie ihre High-School-Logos auf der Unterwäsche, und es gehört zur Show, dass sie den Rock lüpfen, um das Logo zu zeigen« (Mack/Turner 2005),

meint Terry Jagger, eine ehemalige Trainerin. Manche Texaner betrachten diese uramerikanische Schlachtenbegleitung als Ablenkung vom eigentlichen Sportgeschehen, denn die Mädchen sind gelenkig, ihre Hinterteile wackeln neckisch und die Brüste wippen, wenn sie ihre Pom-pons schütteln. Ursache und Folge sind schnell gefunden. Schuld an der ganzen Misere seien jene Trainer, die von der Moral von MTV anstatt der einer Ballettschule beeinflusst seien. Das unangebrachte Verhalten der Mädchen, so der Initiator der Gesetzesinitiative, der Abgeordnete Al Edwards aus Houston (CBS 2005), begünstige Teenagerschwangerschaften und führe zum Versagen in der Schule, zu Kriminalität und zu einem Anstieg sexuell übertragbarer Krankheiten.

Die Gesetzesvorlage spezifizierte allerdings nicht, welche der einzelnen Sequenzen einer Cheerleader-Performance den Tatbestand der offenkundig sexuellen Anregung erfüllt, und es sind auch keine Strafen für die lüsternen Mädchen vorgesehen. Ursprünglich sollten den betroffenen Schulen die Mittel gekürzt werden, jetzt bleibt es den Verwaltern des Schuldistriktes vorbehalten, »angemessene Reaktionen« zu verhängen – worin immer diese auch bestehen. Diese Milde allerdings ist kaum zu verstehen, tat sich der Abgeordnete Edwards doch vormals mit dem Vorschlag hervor, Drogendealern die Finger abzuhacken.

Das Grundproblem jedoch bleibt, denn selbst wenn man die Girls in Burkas stecken würde, so handelt es sich doch immer noch um junge Mädchen, die vor einer vornehmlich testosteron-

gesättigten Zuschauerschaft ihre gelenkigen Übungen absolvieren.

Das Cheerleader-Gesetz ist nur ein extremer Ausdruck für die Vermeidung von zweideutigen und möglicherweise verunsichernden emotionalen Situationen und unkontrollierbaren Erregungszuständen. Es gibt adäquate Plätze für sexuelle Erregung – die Ehe oder die feste Beziehung (gut) sowie die Pornographie (schlecht). Aber der öffentliche Raum ist dafür nicht geeignet, worauf schon die Abwesenheit von Flirts hinweist: Partnerschaftliche Annäherungen zwischen den Geschlechtern (oder innerhalb eines Geschlechtes) sind an ein festes Ritual – das Ritual des Dating – gebunden, mal so eben eine »nur« nette Kollegin zum Essen einzuladen wird in der Regel als potentielle Anmache verstanden. Überhaupt lassen amerikanische Männer und Frauen »in der Regel keinen Zweifel, keine Ambivalenz, bezüglich ihrer sexuellen Rollenkonformität durchscheinen«. (Baethge 2004) Dies zeigt sich in der Art zu gehen (Männer ausladend, Frauen eher kontrolliert), den Körper zu präsentieren (Männer/Frauen scheinen kein Problem damit zu haben ihre Muskeln/Brüste zu betonen), der Wahl der Kleidung (betont und unzweideutig maskulin bzw. feminin), der Haartracht (Männer kurz, Frauen feminin aufgetuft), und der Art zu sprechen (Männer kehlig, Frauen hoch).

In einer Gesellschaft wie der amerikanischen, in der Sex tabuisiert wird und man Jugendlichen rät, keinen Sex vor der Ehe zu haben, ist die Benennung einzelner Praktiken ein kreativer Mechanismus, der es erlaubt, das Tabu zu umgehen: durch das Umdefinieren dessen, was als Sex gilt. Dafür werden neue Worte kreiert, damit sich die jeweilige Aktivität als nicht-sexuell definieren lässt. Etwa die Begriffe *spooning* und *dry humping*, für die es keine deutsche Übersetzung gibt. *Spooning* bedeutet »wie Löffelchen miteinander im Bett liegen«, unter *dry humping* ist etwas Ähnliches wie Aneinander-reiben, Petting und Umarmen, nur vollständig bekleidet und ohne die Genitalien direkt zu berühren, zu verstehen. Man kann auch an die Aussage von Bill Clinton in der Lewinsky-Affäre denken, dass er keinen Sex gehabt habe, bei der er sich auf die enge Vorstellung von Sex als *intercourse*, also »Verkehr« bezog. Aus dieser Perspektive sind dann orale Praktiken wie jene, die Frau Lewinsky an ihm verübte, auch kein Sex.



Abb. 18: American Paranoia: Hexenjagd am Straßenrand (Austin)

Solche Strategien und die Entwicklung von Begrifflichkeiten wie *spooning* und *dry humping* erlauben es, etwas benennen zu können, das gewissermaßen vom Sex ausgliedert wird. Wenn man nur *intercourse* als Sex zulässt, dann bleiben auch einem abstinenten Paar genügend Möglichkeiten der genitalen Befriedigung – die dann aber nicht mehr als Sex gelten: eine geniale Bestätigung von Foucault, nach dem sexuelle Verbote nur neue Lüste produzieren.

Aber es geht auch umgekehrt: »One in five children is sexually solicited online. Help delete online predators.« Das verkünden zahlreiche Plakate an den Highways von Texas und sicherlich auch in anderen Staaten. Will heißen: »Eines von fünf Kindern wird sexuell belästigt – und zwar online! Helft dabei, die Online-Jäger zu eliminieren.« Hier stellt sich die Frage, wie Sexualität definiert wird – und worin die sexuelle Belästigung besteht. Genügt es schon, dass Kinder zufällig beim Surfen auf die eine oder andere Webseite geraten? Oder dass auch kindliche Mailboxen von Viagra-Werbung und Werbung für Penisverlängerungen überquellen? Oder dass Kinder in vermeintlich harmlosen Chatlines von schmierigen Schändern angesprochen werden?

Sie erachten diese Bemerkungen für dreist und polemisch? Immerhin wurde im Dezember 2006 ein 4-Jähriger im texanischen Waco wegen sexueller Belästigung seiner Kindergärtnerin vom

Kindergarten suspendiert (Pitzke 2006). Er hatte sich zu sehr an sie geschmiegt und dabei wohl auch ihre Brüste gestreift.

Da ist es nicht abseitig wenn man schließt, dass gelebte Sexualität, inklusive der ekelhaften und mitunter gewalttätigen körperlichen Übergriffe, um die virtuelle Komponente (etwa des Angesprochen- und Aufgefordertwerdens, pornographische Fotos von sich zu machen) erweitert (und damit Virtualität und Praxis in eins gesetzt) wird. Jedenfalls wird hier das geschriebene Wort im Chatroom mit physischer Gewalt und Missbrauch synonymisiert. Judith Butlers Ansatz in ihrem Buch *Hass spricht* (2001), in dem sie belegt, dass schon Worte Gewaltanwendung sein können, behauptet im Übrigen genau dies. Aber bedeutet dies, dass Wort und Tat dasselbe sind, und dass das Eine zwangsläufig zum anderen führt?

Die amerikanische Findigkeit im Kreieren neuer Begrifflichkeiten (nicht nur im Bereich der Sexualität), die durchaus als Grundlage für die Genese neuer Gemeinschaften dienen können, ist Fremden immer wieder ein Quell des Erstaunens. Genau diese identitätsbildende Funktion erfordert es, ständig neue Begrifflichkeiten für (sexuelle und andere) Vorlieben oder Praktiken zu schaffen. Hier könnte eine Kritik an Michel Foucault ansetzen, insbesondere an seiner Erkenntnis, dass unterschiedliche Begehrlichkeiten und Praktiken im Zeitalter des sexuellen Paradigmas zur Genese unterschiedlicher und ausdifferenzierter Identitäten führen – und zwar als allgemeiner Trend in der Moderne, losgelöst von spezifischen kulturellen Kontexten. Diese Erkenntnis war maßgeblich von Foucaults eigener lebensweltlichen Erfahrung in der Schwulenszene San Franciscos – und dort vor allem der SM-Szene – geprägt, in der immer neue Vorlieben und Praktiken identitätsstiftend wirkten. Die von Foucault erkannte Beziehung zwischen Begehren, Praxis, Identität und Gemeinschaft weist zweifellos verblüffende Übereinstimmungen mit der allgemein amerikanischen Ordnungsmatrix auf, in der freie Wahl und Gemeinschaftsbildung in enger Wechselbeziehung miteinander stehen. Inwieweit sich diese Befundung aus dem Mekka sexueller Experimentierkunst fraglos und verallgemeinernd auf andere kulturelle, sexuelle und geographische Kontexte übertragen lässt; ob und auf welche Weise also sexuelles Begehren und Praxis tatsächlich gemeinschaftsstiftend wirken; inwieweit Foucault also unbewusst spezifisch amerikanische Identitätsbildungsmuster generalisiert,

wäre eine Frage, die durch die feldforschende Erdung abzuklären wäre.

Auf der anderen Seite, und das sollte man gerade in Texas nicht gering schätzen, gibt es in Austin noch immer ein mythisches Refugium posthippiesker Idylle, an dem man sich – so, wie der Herrgott (oder die Herrgöttin) einen schuf – der Sonne preisgeben darf: Hippie Hollow am Lake Travis. Auf den Felsen am See ist es möglich, die eigene Nacktheit und die zahlreicher Anderer beim Sonnen- und Wasserbad zu genießen. Heterosexuelle an der einen Ecke und Schwule an der anderen – in wohlwollender Distanz. Ohne polizeiliche Bspitzelung – es sei denn, man lässt sich, wie der böse hintergangene George Michaels auf der kalifornischen Klappe – von einem investigierenden Wolf im blanken Schafspelz mit einem Anderen im Gebüsch erwischen. Hippie Hollow ist tatsächlich der einzige Ort in diesem riesigen texanischen Staat, an dem man – außerhalb des gefürchteten Spring Break⁴ – den nackten Hintern in aller Öffentlichkeit präsentieren kann, ohne in polizeilichen Gewahrsam genommen zu werden. Für dieses vermutlich auf die Deutschen, die in dieser Gegend von Zentraltexas auch den Nudismus eingeführt haben, zurückgehende Erbe werden die Austiner auch vom geneigten Teil der Bürgerschaft Houstons, Dallas' und San Antonios beneidet.

4 »Spring Break (engl. etwa: Frühlingsferien) ist eine meist ein-, manchmal auch zweiwöchige Pause des Studienbetriebes (Semesterferien) an den Colleges und Universitäten der USA. [...] Oft kommt es bei diesen Feiern zu übermäßigem Alkoholgenuß und anderem Drogenmissbrauch, sexueller Freizügigkeit, Promiskuität und öffentlicher Zurschaustellung von Nacktheit (Exhibitionismus).« http://de.wikipedia.org/wiki/Spring_Break (10. Mai 2006)